

Meister Bacharins,
oder
der Rhythmacher, der seine Seele verlor.
(Schluß.)



IV. Der St. Petri-Dom. | Atelier des Alten drangen und ihm ihre Uhren brachten.

IV. Der St. Petri-Dom.

Unglückliche Tage gingen über das Haupt des Meisters Zacharius hin, dessen Geist und Körper immer schwächer wurden. Dennoch suchte er der hereinbrechenden Erschlaffung Trost zu bieten und besuchte deshalb alle Tage die großen Uhren der Stadt, um sich zu überzeugen, daß ihr Nüchternheit in vollkommener Ordnung sei. Auch die Schlagwerke fand er im besten Zustand. Nichts deutete darauf hin, daß diese Uhren von der Epidemie angegriffen seien, welche die Werke des Meisters Zacharius vernichteten. Gerande und Aubert begleiteten ihn häufig bei seinen Besuchen, um ihn aufzuheitern, wenn er traurig nach Hause ging, wo seiner stets eine widerwärtige Scene harrte. Von Morgens bis Abends kamen Leute, die bis in das

Meister des Allen drangen und ihm ihre Uhren brachten. „Diese Uhr geht nach,“ sagte der Eine, „und es will mir nicht gelingen, sie zu reguliren.“ — „Die meine da ist unbeschreiblich halsstarrig; sie bleibt stehen, wie die Sonne Josuas.“ — „Wenn es wahr, daß Eurer Gesundheit Einfluß darauf hat, Meister, so kurirt Euch doch.“ — Der Alte sah Alle mit traurigem Blicke an und antwortete mit Achselzucken oder mit den schmerzlichen Worten: „Wartet auf die ersten schönen Tage; es ist die Zeit, wo das Leben in den geschwächten Körpern erwacht; die Sonne muß uns alle wieder erwärmen.“ — „Eine hübsche Geschichte, wenn unsere Uhren immer während des Winters frank sein sollten. Wißt Ihr, Meister, daß Euer Name in allen Deckeln steht, Ihr werdet doch Eurer Signatur diese Schande nicht anthun wollen.“ Der Alte holte ungehalten über diese

Vorwürfe einige Goldstücke aus seinem Armoir und kaufte die verdorbenen Uhren. Als dies bekannt wurde, eilten die Kunden in Masse herbei, und das Geld des Alten wurde rasch umgesetzt. Gerande hatte ihre Freude an diesem übertriebenen Zartgefühl, das sie geradezu ruiniren mußte. Aubert bot dem Alten seine Ersparnisse zur freien Verfügung an. — „Was soll aus meiner Tochter werden?“ sagte der alte Uhrmacher, wenn er in diesem Sturme bisweilen an seinen Schatz dachte. Aubert wagte nicht, zu antworten, daß er sich muthig fühle, der Zukunft zu trohen und die innigste Neigung für Geranden in seinem Herzen hege. Meister Zacharius entschlug sich nach und nach aller seiner Kostbarkeiten; seine Wände wurden immer nackter, die schönen vlämischen Bilder, die sie sonst geschmückt, verschwanden allmählig und alles, außer den kostbaren Werkzeugen, die sein Genie erfunden, wurde verkauft, um die drängenden Kunden zu befriedigen. Man hatte seit längerer Zeit bemerkt, daß der Uhrmacher seinen religiösen Pflichten nicht mehr nachkam; ehedem begleitete er regelmäßig Gerande in die Kirche und schien im Gebet den Trost zu finden, dessen er bedurfte. Diese Säumnis in Verbindung mit dem geheimnißvollen Treiben des Meisters gab den Anklagen der Zauberei einige Berechtigung. Gerande wollte den Vater wieder zum alten guten Glauben zurückführen; aber die strengen Dogmen stießen auf scheinbar unübersteigliche Hindernisse. Endlich gelang es ihr jedoch, den Alten zu bewegen, am folgenden Sonntage mit ihr die hl. Messe im St. Petri-Dom zu besuchen. Scholastica war außer sich vor Freude über diesen Entschluß und mußte ihn gleich allen Bekannten und Nachbarn mittheilen. „Wir können nicht glauben, was Ihr da sagt,“ antwortete man ihr. „Meister Zacharius stand immer mit dem Teufel im Pact.“ — „Ihr vergeßt ganz die schönen Glockenthürme, wo die Uhren meines Meisters schlagen; wie oft ließ er die Stunde des Gebetes und der Messe erklingen?“ — „Aber hat er nicht auch Maschinen erfunden, die ganz allein gehen und zuletzt noch Menschen gleichen.“ — „Hätte ein Sohn des Teufels,“ versetzte Scholastica zornig, „die schöne eiserne Uhr machen können, welche die Stadt Genf nicht reich genug war, zu kaufen; mit jeder Stunde erschien eine hübsche Devise, welche andeutete, was man zu thun habe, und das für alle Tage und alle Jahreszeiten; ein Mensch, der allen diesen Mahnungen gefolgt, müßte sicher ins Paradies gekommen sein. Ist das das Werk des Teufels?“ Dieses Meisterwerk hatte in der That den Ruhm des alten Uhrmachers zu den Wolken erhoben, aber auch den Verdacht der Zauberei gemehrt. Der Wiederbesuch des Alten im St. Petri-Dom mußte die Lasterzungen zum Schweigen bringen. Der Meister, ohne Zweifel des Versprechens uneingedenk, war in seine Werkstatt zurückgekehrt; nachdem er seine Ohnmacht gesehen, die alten Uhren wieder zum Leben zu bringen, wollte er den Versuch machen, eine neue zu fertigen. Er nahm dazu das bereits begonnene Werk einer Krystalluhr; als er jedoch fertig war, zersprang sie ihm in den Händen. Der arme Alte verbarg dieses Ereignis selbst seiner Tochter; aber sein Leben glück von nun an den letzten Oscillationen einer „Unruhe“; er schien dem Grab mit raschen Schritten zuzuwanken. Der ungeduldig erwartete Sonntag rückte heran. Das Wetter war gut und die Temperatur herrlich; die Bewohner von Genf zogen froh durch die Straßen der Stadt und plauderten von der Wiederkehr des Frühlings. Gerande ging am Arme des alten Mannes nach dem Petri-Dom, während Scholastica mit ihren Gebetbüchern folgte. Man sah ihnen

neugierig nach; der Alte ließ sich wie ein Blinder führen, und die Gläubigen, welche im Dome zum Gebete versammelt waren, traten scheu zurück. Die Gesänge des Hochamtes hatten bereits begonnen; Gerande wandte die Schritte nach ihrer gewöhnlichen Bank und kniete zu inbrünstigem Gebete nieder; Meister Zacharius blieb bei ihr stehen und schien an der Feierlichkeit keinen Theil zu nehmen. Er stand stumm und gefühllos wie eine Statue da. Als jedoch die Glocke das Wunder der Wandlung verkündete, wurde er aus seinen Träumen emporgerissen und er beugte sich unter einer unsichtbaren Macht, als der Priester die geweihte Hostie erhob. Gerande betrachtete weinend ihren Vater und sah, wie die Thränen über sein Kleid herabrollten. In diesem Augenblick schlug die Uhr auf dem St. Petri-Dom halb eils; Meister Zacharius drehte sich mit traurigem Lächeln nach der alten Glocke um, die noch so gut sprach; das innere Zifferblatt schien ihn fest anzusehen; der Pendel schwang sich mit großer Leichtigkeit; Zacharius' Herz durchströmte neue Hoffnung und es war ihm, als ob die Gnade ihre geheimen Kräfte über ihn ergösse; er kniete nieder und betete: Thränen quollen aus seinen Augen, als er seine fromme Tochter nach dem Tisch des Herrn gehen sah; als sie wieder zurückkehrte, mußte er Gerande an sein Herz schließen, sie auf die Stirne küssen, ein Kuß, der für ihn wie die heilige Communion war. Die Messe ging zu Ende; der Angelus wurde althergebrachter Sitte gemäß um die Mittagsstunde gesungen und die Geistlichen warteten auf den Schlag der Glocke. Noch einige Minuten und das Gebet stieg auf den Strahlen der Mittagssonne zu den Füßen der heiligen Jungfrau empor. Plötzlich hörte man ein lautes Geräusch; Meister Zacharius stieß einen Schrei aus; der große Zeiger des Zifferblattes blieb dicht vor Zwölf stehen und es schlug nicht. Gerande unterstützte ihren Vater, welcher leblos in den Stuhl zurückgesunken war; einige mitleidige Menschen trugen ihn zur Kirche hinaus. „Das ist sein Tod!“ dachte Gerande. Meister Zacharius lag wie vernichtet da und das Leben schien aus seinen Zügen entflohen. Als er wieder zu sich gekommen, beugten sich Aubert und Gerande auf ihn herab; in diesem Augenblick trat die Zukunft vor sein Inneres; er sah seine Tochter allein, verlassen, ohne Stütze. „Mein Sohn,“ sagte er zu Aubert, „ich gebe Dir meine Tochter,“ und streckte die Hand nach seinen beiden Kindern aus, die auf solche Weise vereinigt wurden. In diesem Augenblicke erhob sich der Alte jedoch mit heftiger Unruhe, denn die Worte des kleinen Fremden traten ihm vor die Seele. „Ich will nicht sterben,“ rief er, „ich kann nicht sterben; ich, Meister Zacharius, darf nicht sterben. Meine Bücher!... meine Rechnungen?“ Und er stürzte sich auf ein Buch, in dem die Namen seiner Kunden und der Gegenstände, die er ihnen verkauft, eingezeichnet waren. Er blätterte ungeduldig fort, bis sein fleischloser Finger auf einem der Blätter ruhen blieb. „Hier!“ rief er, „hier!... diese alte eiserne Uhr, die ich an Pittonaccio verkauft. Sie wurde mir nicht zurückgebracht, sie existirt noch, sie geht noch, sie lebt noch immer. Sie will ich haben; ich werde sie wieder finden, ich werde sie so gut pflegen, daß ich hundert Jahre lebe.“

Nach diesen Worten sank er zurück. Aubert und Gerande knieten neben dem Bette des Alten nieder und beteten.

V. Die Todesstunde.

Es verfloßen noch einige bange Tage und der halbtodte Mann, der alte Meister Zacharius erhob sich wieder

durch eine übernatürliche Kraft von seinem Sterbette: der Stolz gab ihm Leben. Gerande täuschte sich jedoch nicht; Leib und Geist ihres Vaters waren auf ewig verloren. Man sah ihn seine letzten Kräfte sammeln und mit unglaublicher Energie sein Thun und Treiben von früher wieder aufnehmen.

Eines Morgens ging Gerande in sein Atelier hinab; Meister Zacharius war nicht da. Den ganzen Tag lang erwartete sie ihn; Meister Zacharius kam nicht. Gerande weinte unaufhörlich, während Aubert die ganze Stadt durchlief, bis er die traurige Gewissheit gewann, daß der Alte sie verlassen. „Folgen wir meinem Vater!“ rief Gerande, als der junge Arbeiter ihr diese schmerzliche Nachricht brachte. „Wo kann er sein?“ fragte sich Aubert. Eine plötzliche Eingebung erhellte sein Inneres; die letzten Worte des Meister Zacharius kamen ihm wieder in den Sinn. Der Uhrmacher lebte nur in der alten eisernen Uhr; man hatte sie ihm nicht zurückgebracht. Er war deshalb ohne Zweifel auf dem Wege, sie zu suchen. Aubert theilte Gerande seine Gedanken mit. „Sehen wir in dem Buche meines Vaters nach,“ antwortete sie ihm. Beide gingen nach dem Atelier. Das Buch lag offen auf dem Arbeitstisch. Alle Lieferungen des Meisters waren mit zitternder Hand ausgestrichen, nur folgende nicht:

„Verkauft an den Herrn Pittonaccio eine eiserne Uhr mit Schlagwerk und beweglichen Figuren, auf seinem Schlosse Andermatt in den Dents du Midi aufgerichtet.“

Das war die Uhr, von der die alte Scholastica mit so großen Lobeserhebungen gesprochen. „Dort ist mein Vater,“ rief Gerande. — „Gilen wir zu ihm, meine arme Braut,“ antwortete Aubert, „wir können ihn noch retten!“ — „Nicht für dieses Leben,“ murmelte Gerande, „aber für jenes.“ Noch am selben Abend machten sich Aubert und Gerande nach den Dents du Midi auf den Weg. An allen Orten fragten sie nach Zacharius und gewannen auch bald die Ueberzeugung, daß sie auf seiner Spur seien. Andern Tags, gegen Abend, erreichten sie Evian; aber der Sinn für die herrlichen Naturschönheiten, die sich hier bieten, war ihnen in diesem Augenblick verschlossen. Aubert, auf seinen Knotenstock gestützt, bot bald Geranden, bald der alten Scholastica den Arm. Sie sprachen von ihren Schmerzen, ihren Hoffnungen und erreichten auf diese Weise bald die Stadt Bouveret, wo die Rhone in den Lemane fließt. Aber auch hier hielten sie sich nicht auf, denn der Alte schien vor ihnen zu fliehen. Gegen Ende des zweiten Tages kamen sie halb todt in der Eremitage von Notre-Dame du Ser an, welche am Fuß des Dent du Midi und doch 600 Fuß über der Rhone liegt. Der Eremit nahm sie freundlich auf. Die Unglücklichen hätten keinen Schritt weiter gehen können; hier ward ihnen außer der leiblichen Stärkung auch die geistige zu Theil. Es war eine rauhe Nacht. Die beiden Verlobten saßen vor dem Kamine und erzählten ihm die schmerzliche Geschichte. Ihre Kleider trockneten in einer Ecke, und der Hund draußen stieß ein unheimliches Gebell aus. „Der Stolz,“ sagte der Eremit, „hat einen für das Gute geschaffenen Engel zu Grunde gerichtet. Dem Stolz, diesem Grund aller Laster, kann man keine Vernunftgründe entgegenstellen, weil der Stolz sich weigert, sie anzuhören. . . Man kann deshalb nur für ihn beten.“ — „Alle Vier knieten nieder, als das Gebell des Hundes stärker wurde und man an die Thüre der Eremitage pochte. „Öffnet im Namen des Teufels!“ hörte man von draußen rufen; „öffnet im Namen Gottes!“

Die Thüre gab nach und es erschien ein hagerer, dürrig gekleideter Mann mit verwirrten Haaren. „Mein Vater!“ rief Gerande. Es war in der That Meister Zacharius. „Wo bin ich?“ sagte er; „in der Ewigkeit! . . . Die Zeit ist zu Ende, . . . die Stunden schlagen nicht mehr, . . . die Zeiger bleiben stehen!“ — „Mein Vater!“ rief Gerande mit so herzerreißendem Tone, daß der Greis wieder zum Bewußtsein zu kommen schien. „Du hier, meine Gerande?“ rief er, „und Du, Aubert! . . . Ach, meine lieben Kinder, Ihr kommt, um Euch in unserer alten Kirche trauen zu lassen.“ — „Mein Vater,“ sagte Gerande und nahm ihn am Arme, „komm' in Dein Haus nach Genf zurück, komm' mit uns zurück.“ Der Alte riß sich aus seiner Bewegung los und ging nach der Thüre, wo sich der Schnee bereits auf der Schwelle aufgehäuft hatte. „Verlasse Deine Kinder nicht,“ sagte Aubert. — „Warum,“ antwortete traurig der alte Uhrmacher, „warum an diese Orte zurückkehren, die mein Leben bereits verlassen, und wo ein Theil von mir für immer begraben liegt?“ — „Eure Seele ist nicht todt,“ antwortete ihm der Eremit mit ernster Stimme. — „Meine Seele? . . . Oh, nein . . . ihre Räder sind gut. Ich fühle sie in gleichem Tacte schlagen.“ — „Eure Seele ist unkörperlich. Eure Seele ist unsterblich!“ sagte der Eremit mit der Kraft der Ueberzeugung. — „Ja . . . wie mein Ruhm. Aber sie ist im Schlosse Andermatt eingeschlossen und ich will sie wieder sehen!“ Der Eremit bekreuzte sich; Scholastica rang die Hände; Aubert hielt Geranden in seinen Armen. „Das Schloß Andermatt bewohnt ein Verdammter,“ versetzte der Mönch erschrocken, „ein Verdammter, der das Kreuz meiner Einsiedelei nicht ehrt.“ — „Mein Vater, gehe nicht dahin.“ — „Ich will meine Seele! meine Seele gehört mir.“ — „Haltet ihn zurück! haltet meinen Vater zurück!“ rief Gerande. Aber der Alte war bereits hinausgeeilt und rief durch die dunkle Nacht: „Meine Seele, meine Seele!“

Gerande, Aubert und Scholastica eilten ihm nach; Meister Zacharius ging wie im Sturm, von einer unüberstehlichen Macht getrieben. Der Schnee wirbelte um sie her und mischte seine weißen Flocken mit dem Schaum der Sturzbäche. Als sie vor der Capelle von Veroliez vorüberkamen, bekreuzten sich Gerande, Aubert und Scholastica; Meister Zacharius entblöste nicht einmal sein Haupt. Endlich gewahrten sie das Dorf Evionnaz inmitten dieser unbauten Ebene. Der Greis ging gleichgültig daran vorüber und wandte sich nach links; mit ungehörigen Schritten erstieg er die höchsten Spitzen der Dents du Midi, Berge von furchtbarer Unfruchtbarkeit, welche den Himmel mit ihren scharfen Spitzen zu durchbohren schienen. Bald erhob sich eine alte und düstere Ruine vor ihnen. „Das ist sie!“ rief der Alte und beschleunigte seine Schritte noch mehr. Das Schloß Andermatt war damals bereits nur noch eine Ruine; ein hoher Thurm beherrschte sie auf eine unheimliche Art und schien die beiden gothischen Giebel mit seinem Sturze zu bedrohen. Meister Zacharius schien durch diesen unheimlichen Anblick nicht erschreckt. Er kam an das Ausfallthor, beständig von seinen unglücklichen Begleitern gefolgt. Niemand verwehrt ihm den Eintritt; ein großer dunkler Hof bot sich ihrem Blicke dar; Niemand erschien, um sie zu fragen, wer sie seien. Sie schritten durch endlose Gänge. Meister Zacharius, von einer unbekannten Macht geführt, schien seines Weges sicher zu sein und ging raschen Schrittes voran. Er kam an ein altes wurmfraßiges Thor, das sich unter seiner Hand öff-

nete, während die Gulen und Fledermäuse sein Haupt umkreisten. Sie kamen in einen großen Saal, der besser als die übrigen gehalten war; hohe geschmückte Felder bekleideten die Wände; einige lange und schmale Fenster zitterten unter der Hand des Sturmes. Als Meister Zacharius in diesen Saal getreten war, stieß er plötzlich einen Freudenschrei aus. Auf einem hohen eisernen Ständer, der an der Wand befestigt war, ruhte die Uhr, in der sein ganzes Leben wohnte; sie stellte eine alte romanische Kirche vor mit einem schweren Glockenthurm, in dem sich ein vollständiges Glockenwerk für das Morgengebet, den Angelus, die Messe, Vesper und den englischen Gruß befand. Ueber der Kirchenthüre, die sich zur Stunde des Gottesdienstes öffnete, war eine Rose, in deren Mitte sich zwei Zeiger bewegten. Es war ein Meisterwerk sonder Gleichen. Zwischen der Thüre und der Rose erschien zu jeder Tagesstunde in einem kupfernen Rahmen eine Marine, die sich auf den Beruf bezog. Meister Zacharius hatte diese Vorschriften einst mit christlicher Gewissenhaftigkeit befolgt — nun war es anders geworden.

Meister Zacharius wollte sich, außer sich vor Freude, dieser Uhr bemächtigen, als ein unheimliches Lachen hinter ihm erscholl: er kehrte sich um, und beim Schein einer räucherigen Lampe erkannte er den kleinen Alten von Genf. „Ihr da?“ rief er. Gerande fürchtete sich, und wir müssen gestehen, ebenso sehr vor ihrem Vater, als vor dieser seltsamen Caricatur. Sie schloß sich ängstlich an ihren Bräutigam an. „Guten Morgen, Meister Zacharius,“ sagte der kleine Mann. — „Wer seid Ihr?“ — „Signor Pittonaccio, Euch zu dienen. Ihr seid gekommen, mir Eure Tochter zu geben; Ihr habt Euch meiner Worte erinnert. Gerande wird Aubert nicht betrüben!“ Der junge Arbeiter stürzte sich auf Pittonaccio los, der ihm wie ein Schatten entkam. „Halte ein, Aubert,“ sagte Meister Zacharius festig. — „Gute Nacht!“ rief Pittonaccio, in der Dunkelheit verschwiegend. — „Mein Vater,“ bat Gerande, „fliehen wir diesen verwünschten Ort! . . . O mein Vater!“ . . . Meister Zacharius war nicht mehr da; er verfolgte bereits das Phantom Pittonaccio's. Scholastica, Aubert und Gerande blieben zitternd in dem ungeheuren Saale stehen; das junge Mädchen war in einen steinernen Armstuhl gesunken; die alte Dienerin kniete neben ihr nieder und betete; Aubert blieb stehen, um über ihnen zu wachen; blasse Lichter durchzuckten den Schatten, und die Stille wurde nur durch die kleinen Thiere unterbrochen, welche in altem Holze arbeiten und die man für die Zeiger der Todesstunde hält.

Beim ersten Strahl des Tages wagten sich alle Drei die endlosen Treppen hinauf, die zwischen diesen wirren Steinmassen auf und ab führten. Zwei Stunden lang irrten sie so umher, ohne einer lebenden Seele zu begegnen und hörten nur dann und wann das Echo ihrem Rufe antworten. Bisweilen waren sie hundert Fuß tief unter der Erde, bisweilen wieder bot sich ihnen der freie Blick auf die fernen Berge. Der Zufall führte sie endlich nach dem großen Saale zurück, aber er war nicht mehr leer; Meister Zacharius und Pittonaccio waren in eifrigem Gespräche begriffen. Als Zacharius Gerande bemerkte, ergriff er sie bei der Hand, führte sie zu Pittonaccio und sagte: „Hier ist Dein Herr und Gemahl, meine Tochter!“ Gerande zitterte am ganzen Leibe. „Nie!“ rief Aubert, „denn sie ist meine Braut.“ — „Nie!“ antwortete das Herz Gerandens wie ein klagendes Echo. Pittonaccio lachte laut auf. „So wollt Ihr meinen Tod?“ rief der Greis. „Hier ist mein

Leben eingeschlossen und dieser Mensch hat mir gesagt: Wenn ich Deine Tochter haben werde, so gehört diese Uhr Dein!“ Der Unbarmherzige will sie nicht aufheben, er kann sie zerbrechen, wenn es ihm gefällt und auch mich in den Tod stürzen! Ach, meine Tochter, Du liebst mich nicht mehr.“ — „Mein Vater!“ senkte Gerande. — „Wenn Du wüßtest, wie viel ich fern von diesem Mittelpunkt meines Daseins gelitten! Vielleicht besorgte man diese Uhr nicht; vielleicht ließ man das Räderwerk verrotten; aber nun will ich sie mit eigener Hand ölen und reguliren; ich will diese theure Gesundheit pflegen; denn ich darf nicht sterben, ich, der größte Uhrmacher Genfs und der ganzen Welt! Sieh, meine Tochter, wie regelmäßig diese Zeiger gehen. Höre, wie es Tüpfel schlägt.“ Es schlug wirklich in diesem Augenblicke Tüpfel; aber der Ton war unheimlich und fand ein düsteres Echo in der Seele Gerandens. Zu gleicher Zeit erschienen in rothen Buchstaben folgende Worte: „Du sollst die Früchte vom Baume der Erkenntniß essen!“

Aubert und Gerande sahen sich verblüfft an. Das waren nicht mehr die rechtgläubigen Devisen des katholischen Uhrmachers; der Hauch des Satans mußte darüber gegangen sein. Aber Zacharius achtete nicht darauf und sagte: „Hörst Du, meine Gerande? ich lebe noch, ich lebe noch! Hörst Du meinen regelmäßigen Athem; siehst Du das Blut in meinen Adern circuliren? Nein, Du willst Deinen Vater nicht tödten! Du wirst diesen Mann zum Gatten nehmen, damit ich hundert Jahre alt werde und die Macht Gottes erlange!“ Bei diesen gottlosen Worten bekreuzte sich die alte Scholastica und Pittonaccio stieß einen Fluch aus. „Du wirst glücklich mit ihm sein, sieh den Mann an, er ist die Zeit! Dein Leben wird mit einer sanften Präcision geregelt sein. Gerande, wie ich Dir das Leben gegeben, so gib Du es mir!“ — „Gerande!“ murmelte Aubert, „ich bin Dein Bräutigam.“ — „Freund, bedenke, er ist mein Vater,“ antwortete Gerande, nachgiebig. — „Sie ist Dein,“ sagte Meister Zacharius; „Pittonaccio, Du wirst Dein Versprechen halten.“ — „Hier der Schlüssel zu der Uhr,“ antwortete der kleine Mann. Zacharius ergriff den langen Schlüssel, der einer aufgeringelten Schlange glich; er eilte nach der Uhr, um sie aufzuziehen. Das Geräusch, welches dadurch hervorgebracht wurde, war herzerreißend. Der Uhrmacher drehte und drehte, ohne innezuhalten; er drehte noch rascher und mit noch heftigeren Verrenkungen, bis er endlich erschöpft zu Boden sank. „Nun ist sie für ein Jahrhundert aufgezogen,“ rief er mit furchtbarer Freude. Aubert eilte wie wahnsinnig aus dem Saale. Nach langen Umwegen fand er endlich einen Ausgang aus der verwünschten Wohnung und eilte auf das Feld. Er kam endlich nach der Einsiedelei von Notre-Dame du Ser und sprach mit dem heiligen Mann in so verzweifelnem Tone, daß dieser seine Einwilligung gab, ihn noch am selben Abend nach dem Schlosse Andermatt zu begleiten.

Gerandens Augen hatten sich in Thränen erschöpft. Meister Zacharius verließ den großen Saal nicht; er wollte jeden Schlag der Uhr hören und lachte mit ungeheurer Freude, wenn die Stunde richtig angezeigt wurde. Es hatte zehn geschlagen und zum größten Schreck Scholastica's erschienen in silbernem Rahmen die Worte:

„Der Mensch kann Gott gleich werden!“ Nicht bloß ward der Greis durch diese bösslichen Grundsätze nicht erschreckt, sondern er las sie sogar mit Entzücken und freute sich der stolzen Worte, während Pit-

tonaccio um ihn herging und ihn mit seinem Zauberneze umgarnete. Der Act der Hochzeit sollte um Mitternacht stattfinden. Gerande, welche beinahe leblos war, sah und hörte nicht mehr. Das Schweigen wurde nur durch das Seufzen des Alten und das Lachen Wittonaccio's unterbrochen, dessen Hägel sich mehr als einmal unnäsig verlängerten.

Es schlug Ciff; Zacharius zitterte und las mit leiserer Stimme die Gotteslästerung:

Der Mensch muß der Sklave der Erkenntniß sein und ihre Eltern und Familie opfern.

Der Mensch muß der Sklave der Erkenntniß sein und ihre Eltern und Familie opfern.

Der Mensch muß der Sklave der Erkenntniß sein und ihre Eltern und Familie opfern.

„Ja,“ rief er, „nichts ist wahr in dieser Welt, als die Erkenntniß.“

Die Zeiger schlängelten sich auf diesem Zifferblatt mit dem Zischen großer Vipern; die Uhr ging rascher, als sonst. Meister Zacharius sprach nicht und aus seiner Brust drangen nur die Worte:

„Das Dasein! — Das Leben! Die Erkenntniß!“

Diese Scene hatte zwei neue Zeugen: den Eremiten und Aubert. Zacharius stand aufrecht da. Wittonaccio gebeugt. Gerande war mehr todt, als lebendig. Scholastica betete.



Pötzlich hörte man das dumpfe Gerassel, das dem Schlag der Uhr vorangeht. Zacharius erhob sich und rief: „Mitternacht!“

Der Eremit streckte die Hand nach der alten Uhr aus und Mitternacht schlug nicht. Meister Zacharius stieß einen wilden Schrei aus, der sicher bis in die Hölle gedrungen, als die Worte erschienen:

Wer Gott gleich sein will, ist in alle Ewigkeit verdammte!

Die alte Uhr zerbrach mit einem donnerähnlichen Geräusch. Die Feder fuhr mit tausend phantastischen Krümmungen durch den Saal. Der Alte eilte ihr nach; vergeblich suchte er sie zu ergreifen und rief: „Meine Seele, meine Seele!“ Immer sprang die höllische Feder vor ihm

her und machte die schrecklichsten Grimassen. Wittonaccio ergriff sie plötzlich und verschwand mit einem furchtbaren Fluch unter der Erde.

Meister Zacharius stürzte zu Boden; er war todt.

Die Leiche des Ubrmachers wurde nicht in geweihter Erde begraben, sondern inmitten der rauhen Felsen von Andermarkt; Aubert und Gerande kehrten nach Hause zurück, um für ihn zu beten, so lange der Himmel ihnen das Leben gönnte. — Jahre voll Glück, eine gerechte Belohnung für die christliche Demuth, durch die sie den Stolz zu süßnen und die Seele des Verdammten wieder einzulösen suchten.

Allah Kerim!

(Fortsetzung.)

Noch eine Viertelstunde ungefähr war ich allein; da öffnete sich die Thüre und der Schiffspatron trat wieder ein. Ich nahm dies wenigstens an, obgleich der größte Unterschied zwischen der verschwundenen und der nunmehr eintretenden Person war. Ich stand auf; aber er trat mir rasch entgegen, ohne die Würde des Orientalen zu verleihen, und nöthigte mich auf verbindliche Weise, sitzen zu bleiben, indem er neben mir Platz nahm und die Beine hinauf zog. Nun erst konnten wir einander recht betrachten und wir benützten die Gelegenheit. Mein Gegenpart war ein Mann von ungefähr fünfunddreißig Jahren, groß, mit einer Neigung zur Corpulenz; dessen ungeachtet waren alle Extremitäten von außerordentlicher Feinheit. Der kleine Kopf zeigte ziemlich regelmäßige, feine und scharfe Züge, den Mund umkränzelten schöne, schwarz glänzende Haare. Die Augen waren groß und voll Feuer. Sein blaßes Antlitz hatte jedoch eine Schläftheit, welche von einer bereits schwächer sprudelnden Lebensquelle zeugte. Etwas Glänzenderes und Einnehmenderes konnte man sich nicht denken, als seine Kleidung. Ein Stück weißen Musselins bildete seinen Turban; über einer Weste von blau brodirter Seide trug er ein faltenreiches Kleid vom fleckenlosesten Weiß, mit weiten herabhängenden Ärmeln, das von einem bunten Schawl zusammengehalten wurde. Sein Kausch war verschwunden; doch litt er offenbar noch an den Nachwehen. Lange sah er mich an; ab und zu spielte ein feines Lächeln um seine Lippen. Ich war mit blauen Brillen bewaffnet, dessen ungeachtet mußte ich endlich in diesem Kampf mit stummen Blicken nachgeben. Um jedoch die peinliche Stille zu enden, brach ich unwillkürlich in einen Strom von französischen Worten aus. Er lächelte wieder und ergriff meine Hand, die er an seine Stirne drückte. Er machte einige unvollkommene Versuche, sich französisch auszudrücken. Er verstand mich also: ich bat ihn um ein Boot. Mit Geberden und Worten gab er mir zu erkennen, daß mein Wunsch für ihn Befehl sei; daß er jedoch hoffe, ich werde ihm noch einen Augenblick die Ehre meines Besuches gönnen. Er sah mich lächelnd an und klatschte in die Hände.

Wie durch Zauberei stand ein hübscher Knabe in türkischer Tracht vor uns, in gebeugter Stellung und die Arme gekreuzt. Die statuenartige Ruhe, in der er seines Herrn Befehle erwartete, gab mir volle Gelegenheit, sein Bild aufzufassen. Nach der Größe und der Feinheit der Glieder zu urtheilen, war er kaum mehr als halbausgewachsen; aber die Formen hatten eine Bestimmtheit und Harmonie, welche die Vorstellung des werdenden Mannes entfernte. Unter dem leichten Fez flossen rabenschwarze Haare über die Schultern. Das Auge war niedergeschlagen, beinahe geschlossen, und von herrlichen Brauen überwölbt. Das Unterkleid war weiß, mit langen weiten Ärmeln, welche zurückschienen und einen Theil des Armes sehen ließen. Das Oberkleid bildete eine offene Jacke, himmelblau mit Seidenstickerei. Die Weinkleider wurden durch eine lange seidene Schärpe um den Leib festgehalten. Stiefel von Korduanleder vollendeten die Tracht. Mein Wirth redete den Knaben in seiner eigenen Sprache an. Der Knabe veränderte seine statuenartige Ruhe nicht; kein Wort entging jedoch seinen Ohren. Als sein Herr geschlossen, wandte er sich nach einer kurzen Pause an mich und sagte in einem Französisch, das ziemlich verständlich klang: „Salem Mei-

kum! Mein Herr sagt Dir durch seines Dieners Mund, daß es ihn bitter beleidigen und sein Haus öde machen würde, wenn Du ihn verließest, ohne das Brod gebrochen und eine Wasserpfeife mit ihm geraucht zu haben. Gönnst Du ihm nicht eine Erinnerung an Dich, reicher Franke? Wenn der Stern wieder aufsteigt und die Gulen fliegen, brauchst Du nur zu befehlen, denn Du bist der Herr; die Boote meines Herrn werden dann bereit sein, Dich zu führen, wohin Du willst.“ Die Stimme des Knaben klang mir noch im Ohre, als der Patron wieder zu sprechen begann. Auch seine Stimme war schön; nur die Masse Gutturallaute wollte mir nicht behagen. Die Worte des Knaben waren jedoch Musf. Zaid, so hörte ich den Knaben nennen — wandte sich abermals an mich: „Du bist ein Franke?“ — „Ja,“ antwortete ich. „Aber Du vergeißt, daß auch ich neugierig bin, Deine Heimath zu erfahren?“ — „Meine Heimath ist das Meer; alles was ich besitze, was meinem Herzen theuer, führe ich mit mir. Ich sah das Licht in Aleppo; aber meine Heimath ist längst in Staub versunken.“ — „Du erinnerst mich an Sindbad im Märchen, der sich vom Meere unaufhörlich von Küste zu Küste wiegen läßt, fremd dem Glücke des häuslichen Lebens.“ — „Du sprichst die Wahrheit, mein Bruder; Sindbads Seele hat sich in Ruch-Abbas Leib wieder verkörpert. Ich bin so unflät wie die Welle, die sich bald an diesem, bald an jenem Ufer bricht. Das Leben ist für mich nur ein Buch voll von Abenteuern.“ — Während des Schlusses unserer Unterhaltung hatte ich einzelne flüchtige Blicke aus den furchtsamen Augen des Knaben aufgefaßt. Es war wie ein Blitz in dunkler Nacht. Welch herrliche frische Lebensquelle mußte nicht unter dem dunkeln unergründlichen Spiegel sprudeln. — Man hörte einige Schläge auf Metall; es war ohne Zweifel das Zeichen zur Ablösung. Es mochte halb zehn Uhr sein. Das Signal hatte meinen Wirth verstummen gemacht; Zaid dagegen hatte seine frühere Stellung wieder eingenommen. Nach Verlauf von wenigen Augenblicken richtete der Patron wieder einige Worte an den Knaben; aber statt sie zu übersetzen, verließ er rasch das Gemach. Sogleich erschien der Schwarze in der Thüre. Es war ein alter Neger von abessinischer Race, von kräftiger untersehter Statur. Im Gürtel trug er einen Bund Schlüssel und einen kurzen, breiten Dolch, das Kennzeichen seiner Würde als Haushofmeister. Rasch hatte er einen Tisch vor uns aufgeschlagen und ein weißes Tuch mit Fransen darauf gebreitet; dann entfernte er sich wieder. Zaid trat ein, um die Anrichtung zu besorgen. In der Thüre empfing er später Alles aus den Händen der Sklaven. Als die Mahlzeit bereitet war, brachte er uns Wasser und Linnen, um die Hände zu waschen — erst mir, dann seinem Herrn. Ich habe nie köstlicher gegessen, aber die orientalische Sitte, die Finger zum Essen zu brauchen, genirte mich nicht wenig. Mein Wirth selbst aß nichts. Er trank nur Eiswasser, wahrscheinlich als Medizin. Er forderte mich häufig auf, tüchtig zuzugreifen und legte mir wohl auch die besten Bissen eigenhändig auf mein Teller. Ab und zu warf er ein gutes Stück dem aufwartenden Zaid zu, der willig den Mund öffnete und nach dem Genuße einen flüchtigen Kuß auf seine Hand hauchte. Ein paar Mal kam es mir vor, als wenn mein Wirth auch mir etwas in den Mund stecken wollte; die Geberde der Verstärkung, die ich dabei zeigte, erstickte jedoch den Vorsatz in der Geburt. Während der ganzen Mahlzeit hatte ich meinen Blick nicht von Zaid abgewandt. Ein seltsamer Gedanke war plötzlich in mir erwacht: ob Zaid nicht ein Mäd-

chen in Männerkleidern sei und ob sie nicht Zaid statt Zaid heißen sollte. Mehrere Male war ich im Begriffe, Zaid anzusprechen, um mir Gewißheit zu verschaffen; aber eben so oft war mir das Wort im Halse sitzen geblieben. Endlich beim Schluß der Mahlzeit sammelte ich all meinen Muth und fragte den mit dem Waschbecken vor mir knieenden Zaid in scheinbar gleichgültigstem Tone: „Von welchem Vaterlande stammst Du, mein rascher Junge?“ Diese Worte, die ersten, die ich an ihn richtete, schienen Zaid in Verlegenheit zu setzen. Er antwortete nicht, sondern heftete fragend den Blick auf seinen Herrn, und richtete einige Worte in halbblauem Tone an ihn. Kusch-Abbas lachte und antwortete mit einigen abgebrochenen Worten. „Mein Sultan,“ sagte Zaid in flüsterndem Tone, „unter Armeniens Bergen sog ich den ersten Athem ein; in der Stadt Arzerum wurde ich zum ersten Male in meiner Mutter Armen gewiegt. Aber früh verlor ich von der Heimath alles, außer eine Erinnerung: als ich vor Thränen wieder um mich sehen konnte, befand ich mich auf der Insel Rebris. Aber ich fand eine neue Heimath. Die Zeit der Thränen ist nun vorbei. Was soll ich mehr sagen? — Gepriesen sei Allah: ich bin wieder glücklich.“ Es lag etwas Inniges und Ergreifendes in dieser Mittheilung, das tiefen Eindruck auf mich machte. Zaid war also in türkisch Armenien geboren, frühzeitig von der Heimath weg und nach Cypern gebracht worden, wo ihn wahrscheinlich sein jetziger Herr getroffen. Armenien theilt die Natur und Menschenrace mit Georgien; sind es nicht die georgischen Frauen, welche wegen ihrer vollendeten Schönheit gepriesen werden?

Der erste Aussatz wurde weggenommen und es folgte das Dessert: frische, getrocknete und eingemachte Früchte, worunter Mandeln in ihren Schalen, Drangen, Datteln; von Trinkwaaren wurde mir ein milder Scharbet und köstlicher, feurriger Malvasier, beide mit Eis abgekühlt, vorgesetzt. Kusch-Abbas wiederholte seine freundlichen Aufforderungen, genoß selbst jedoch nichts. Ich kostete den Malvasier, hielt mich jedoch an den unschädlichen Scharbet; mit offenen Augen und klaren Sinnen, fühlte ich, mußte ich dieses Abenteuer zu Ende bestehen. Als mein Wirth merkte, daß ich genug bekommen, ließ er rein abdecken, ohne mich weiter zu nöthigen, und der Tisch verschwand mit allen seinen Herrlichkeiten. Der Platz vor uns war wieder frei. Ich folgte dem Beispiele meines Wirthes und streckte mich behaglich auf dem schwellenden Pfühle aus; mit der Würde eines Bassa nahm ich die dargebotene Nargileh oder Wasserpfeife, als Zaid mit sanfter Gewalt mir die Umbraspiße zwischen die Lippen presste. Die wohlriechenden Wölkchen stiegen wirbelnd durch die Luft.

Zaid trat nun mitten auf den Teppich und begann zum Klang zarter Glöckchen, die am Knöchel und Handgelenk befestigt waren, langsame Bewegungen mit dem Körper zu machen. Dieser Tanz war himmelweit von dem unterschieden, was wir Europäer Tanz nennen; es waren mehr Bewegungen, als Tritte. Die Gesichtszüge unterfügten das Ausdrucksvolle derselben auf überraschende Weise. Ich wurde hingerissen, ich verlor mich, ich las wie in einem Buche alles, was mein Herz von Furcht und Hoffen, Abscheu und Wohlwollen, Zweifel und Trost, Scham und Hingebung, Verzweiflung und Seligkeit fühlte. Es war ein vollständiges Drama. In diesem Augenblicke hatte ich auch die Gewißheit, daß es eine Frau war, die vor mir tanzte. „Genug, ich bin zufrieden,“ sagte endlich Kusch-Abbas, indem er aufstand und sich in einen Winkel setzte:

„Wir sind sehr zufrieden, komm hierher.“ Zaid näherte sich und kniete vor seinem Herrn nieder. Angesicht und Hals überflog eine sanfte Röthe. Kusch-Abbas beugte sich über den knieenden Zaid herab und legte ihm einen kleinen Goldschmuck zwischen die Lippen. „Zaid, was will ein Knabe mit solchem Glitterstaat, der nur einem Weibe in die Augen stechen kann?“ dachte ich bei mir.

Es trat eine Pause ein; Zaid behielt seinen Platz zu seines Herrn Füßen. Endlich beugte sich dieser zu ihm herab und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr. Wie elektrisirt sprang Zaid auf und verließ das Gemach, um nach wenigen Augenblicken mit einer Zither zurückzukommen. Er setzte sich zu Kusch-Abbas Füßen und präluirte. Arm und Hand waren entzückend schön. Mein Wirth legte sich wieder behaglich zurück auf den Pfühl und schloß die Augen halb. Zaid ließ die Finger wild über die Saiten hinflürmen; endlich sammelten sich die Töne zu einem starken Accorde und Zaid war im Begriffe, seinen Vortrag zu beginnen. Er gab ihm jedoch einen Wink und Zaid dämpfte das Licht, das nun einen rosenrothen matten Schein durch das Gemach ergoß. Zaid setzte sich wieder zu Kusch-Abbas Füßen. Er präluirte in gedämpften, tiefe Leidenschaft und Sehnsucht athmenden Tönen, und begann darauf seine Erzählung, deren Pausen er mit geübten Griffen in die metallischen Saiten der Zither unterstützte.

— In Arzerum lebte vor vielen Jahren ein junger Mann mit Namen Farez Musa, hübsch und höflich wie wenige seines Alters. Er war freier Herr über sich und hatte ein nicht unbedeutendes Vermögen; seine beiden Eltern waren gestorben, nachdem sie seine Erziehung nach den Vorschriften des Koran vollendet. Nun wohnte er allein in einem großen und prächtigen Hause, an das ein Garten stieß, der dem Gläubigen einen Vorschmack vom Paradiese zu geben im Stande war, allein mit seiner Amme und einer Anzahl Sclaven, von denen der größte Theil im Hause selbst geboren und erzogen war. Er war das einzige Kind seiner Eltern und deshalb etwas verzogen, dabei aber doch gut und unschuldig wie Peristans selige Bewohner. In der Schöpfung waren nur Wenige seines Gleichen: in Kenntnissen konnte er einen Mollah zu Schanden machen; in ritterlichen Künsten hatte er sich Rustan zum Muster genommen. Aber Arzerum genoß nur wenig von diesen Vollkommenheiten. Nur selten zeigte er sich vor der Menge; es lag ihm wenig am Umgang der Menschen. Er kannte die Welt nicht und die Welt kannte ihn nicht. Sein Haus war seine Welt; hier war er früh und spät mit seinen Büchern beschäftigt. Wenn er das Haus bisweilen verließ, galoppirte er gewöhnlich auf einem schnaubenden Hengst aus der Stadt, um die Freuden der Jagd zu genießen, oder ließ er sich in einem Boote den Strom hinabtreiben, um entweder zu fischen oder einsam zu träumen. So hatte er das reife Alter des Mannes, zwanzig Jahre, erreicht. — „Weßhalb nimmt Farez Musa sich nicht eine Frau?“ fragten die Nachbarn nicht selten einander. „Er ist jung, schön und vermögend, er hat vielleicht Alles, außer ein Herz! Chokhay, das ist viel! Eine Frau könnte er sich doch nehmen; das dürfen ja selbst die Giaurn.“ Die Nachbarn streiften an die Wahrheit. Farez Musa hatte wohl ein Herz, aber kein Gefühl. Er liebte seine Vögel, seine Pferde, seine Sclaven, die Armen, die Leidenden und Bekümmerten! Wenn ich zu sagen behaupte, er hatte kein Gefühl, so bezog sich das bloß auf das Weib,

das der Mann zu verehren von der Natur angewiesen. Unter allen Frauen der Welt liebte er nur seine Amme, die alte Mirjam. Es gab Leute, welche behaupteten, er hasse die Frauen; ein so hartes Wort sollte nie über eines Sterblichen Lippen kommen; er hatte nur Vorurtheile gegen sie und scheute sie. Aber woher kam dieses Vorurtheil? Allah mag es wissen; die Frauen sind, wie man die Dinge auch nehmen mag, keinen Falls schlechter als die Männer. Gerade dasselbe hatte die alte Mirjam Jarek Musa oft und viel versichert, wenn sie in vertraulicher Unterhaltung das Gespräch auf die Frauen brachte. Er erzeigte ihr die Ehrerbietung eines Sohnes. Aber Jarek Musa glaubte ihr nicht; er schüttelte gerne stumm den Kopf, als wenn er sagen wollte, er wisse es besser und er-

griff dann die erste Gelegenheit, sich zu entfernen oder das Gespräch auf etwas Anderes hinzulenken.

(Fortsetzung.)

Die Viper.

Die Naturforscher geben den allgemeinen Namen Viper den durch giftige Zungen und einen mit doppelten Schuppen versehenen Schwanz charakterisirten Schlangen. Durch die erste Eigenschaft unterscheiden sie sich von den Nattern; auch werden sie leicht von den ungefährlichen Schlangen durch die Form des Kopfes, der stumpfer und hinten breiter ist, unterschieden; ebenso ist ihr Schwanz kürzer und



Gemeine Viper, schwarze Varietät.

nicht so dünn. Die Länge der Viper ist gewöhnlich anderthalb Fuß; die Farben sind verschieden; der Bauch ist gemeinlich braun oder röthlich; bisweilen auch grau; auf dem Rücken sieht man eine doppelte Reihe schwarzer überzwercher Flecken, die sich bisweilen so vereinigen, daß sie ein sich schlängelndes Band bilden. Auf jeder Seite befindet sich eine Linie schwarzer Flecken; der Bauch ist schiefergrün. Das Schwarz herrscht vor, wie man sieht, und zwar in einzelnen Fällen so stark, daß alle Flecken in einander verschwimmen, wodurch das Thier ganz schwarz wird. Für diese Art, von der wir ein Bild mittheilen, ist der Name schwarze Viper gebräuchlich. Der Kopf ist vorne wie verstümmelt und breiter, als der Hals; auch ist er gedrückt und mit kleinen Schuppen bedeckt; besonderes Kennzeichen aber ist ein deutlicher schwarzer Fleck in Form eines V. Die Schnauze hat sechs kleine Blatten; die obere Kinnlade ist weiß, die untere gelblich. Die Zähne, welche den Vipern zu ihren furchtbaren Bissen dienen, sind beson-

derer Aufmerksamkeit werth. Zu beiden Seiten der oberen Kinnladen trägt die Viper zwei Säcken, in denen ihr Gift enthalten ist und das sie durch ein schwaches Zusammenziehen ausstößt. Durch einen Kanal tritt es in die Wurzel eines spitzen Zahnes. Nur in den Momenten des Zornes springt dieser Dolch aus seiner Scheide. Die Zunge der Viper ist nur den Insekten schädlich. Sie ist deshalb lang, weich, klebrig, gabelförmig am Ende und sehr beweglich. Sie umfaßt die Beute und schiebt sie in den Mund. Die Viper nährt sich außer von Insekten auch von Maulwürfen, Feldmäusen und kleinen Vögeln. Für diese letztere Art von Beute sind die spitzen Zähne bestimmt, deren Dienst darin besteht, das Opfer nicht mehr loszulassen; denn die Viper verschlingt sie ganz, nicht gebrochen. Bei Annäherung des Winters ziehen sich die Vipern in ein Loch zurück und überwintern dort ohne Nahrung. Die Eier der Viper, welche sie acht Monate trägt, sind nicht kalkartig, sondern häutig.